

die Sach' wenigstens aus zwischen und. Der Kaiser fand immer mehr Vergnügen an dem stättlichen, hübschen, offenen Durcheinander. Er dachte viel leicht daran, ob die strengmonarchischen Tiroler sich nicht besser zu Schwepieren verwenden ließen, als die republikanischen Schweizer. Er richtete also die Frage an den Mann, ob er nicht in seine Dienste treten möchte. „Warum denn nicht,“ antwortete der Tiroler, „Du bist a guter Herr, bei Dir könnt ma's nit schlecht ham.“ Ich mache dich zu meinem Thürhüter, sagte der Kaiser. „Das hast ma bei uns Biechhalter — das lies' i mir g'fallen, wenn's saubere Viecher sannt.“ Die Thüre meines Zimmers sollst du hüten! — erklärte Napoleon lächelnd. „Das thue i nit.“ — rief der Tiroler auffahrend. „Vor zehn Jahren war i schon a Gasbua — was sager'n dann die Tiroler, wenn's i jetz Thür hüten seigen. I dank' schön, i wünsch guten Nachmittag.“ Der Tiroler eilte fort, als würde er gesagt. Der Kaiser, herzlich über die seltsamen Begriffe von Rang und Würde lachend, schickte ihm seinen Adjutanten nach; der gekränkte Tiroler war aber nicht mehr zur Umkehr zu bewegen, und der Kaiser, dem so große Dinge gelungen, mußte dem schlichten Sohn der Berge aufgeben.

Paris, 14. Dez. Man macht sich — sagt die Union — keinen richtigen Begriff was 1 Milliarde ist. Eine Milliarde Francs wiegt 5 Millionen Kilogrammes. Um eine solche Milliarde zu Land zu transportiren würde man 2000 vierspannige Wagen bedürfen. Zu Wasser bräuchte man ein Schiff nach den Dimensionen der Arche Noah's gebaut, die wie Sederbaum weiß, 300 Ellen lang, 50 breit und 30 tief war. — Wenn man 5 Millionen Kilogr. zu einer einzölligen Stange ausschmieden würde, so würde die Total-Länge dieser Stange 655,000 Metres ergeben, welche mehr als genügend wäre, um ganz Paris mit einem 10 Fuß hohen Gitter zu umgeben. — Würde man Eine Milliarde 1 Frankenstücke, 4 Metres breit neben einander legen, so könnte man damit eine Länge von 132,250 Metres, dieß ist 3 Meis mehr als die Entfernung zwischen Paris und Rouen, dicht belegen. — Diese Milliarde 1 Frankenstücke in eine Linie gereiht, würden 23 Millionen Metres Länge ergeben, d. i. 750 Stunden mehr, als der halbe Umkreis der Erde. — Wenn endlich diese Milliarde zur Zeit Christi Geburt in eine Maschine gelegt worden wäre, welche 1 Stück per Minute ausgeworfen hätte, so hätte sie, um zu Ende zu kommen, noch ungefähr 62 Jahre zu arbeiten!

Stuttgart, 20. Dez. Die Blätter enthalten, wie vor einiger Zeit von Ihrer Maj. der Königin, so jetzt von Ihrer Kais. Hoh. der Frau Kronprinzessin eine lange Reihe milder Gaben an wohlthätige Anstalten. In einer kürzlich bei Hrn. v. Bethmann-Hollweg in Berlin abgehaltenen Conferenz ist beschlossen worden, den 2 v. a. n. g. l. i. s. h. e. n. K. i. r. c. h. e. n. d. a. s. n. ä. c. h. t. i. g. e. n. J. a. h. r. d. i. n. S. t. u. t. t. g. a. r. t. z. u. s. a. m. m. e. n. t. l. i. c. h. e. n. z. u. l. a. s. s. e. n. Die Einladung dazu war

von Stuttgart schon früher eingetroffen. Noch früher als der Kirchentag, der sich, wie sonst, Ende September versammeln wird, soll die Versammlung von E. Christen aller Länder in Dettingen stattfinden, wozu in der Kürze von Seiten des evangelischen Bundes die Einladung ergehen wird.

Ludwigsburg. Vor einigen Tagen ereignete sich in der Schmiedwerkstätte des hiesigen Arsenals ein Unglücksfall, der verdient, als Warnung veröffentlicht zu werden: Eine für leer gehaltene Granatenkugel wurde in's Feuer gelegt, um den hölzernen Brandspiegel herauszubrennen. Allein die Kugel war noch mit ihrer tödtlichen Masse angefüllt, gieng los und verletzte mehrere Arbeiter bedeutend, namentlich verlor einer das linke Auge. In Folge des Lustdrucks blieb natürlich in der ganzen Werkstätte keine Fensterscheibe ganz. — Ein kürzlich hier vorgekommener Fall einer Selbstvergiftung macht viel von sich reden. Ein Mädchen machte aus Scham und Verzweiflung durch ein Quantum Bleiweiß ihrem Leben ein Ende.

Herr Gotta in Stuttgart will von Schiller's Werken, die ihn reich gemacht haben, eine neue Ausgabe veranstalten und den Ertrag der ersten 10,000 der Schillerstiftung zufließen lassen.

Ein bis zwei Millefer zum Merkur werden gesucht. Von wem? sagt die Redaction.

**Badnang. Naturalienpreise vom 24. Dez. 1856.**

Fruchtgattungen.	Obste.	Mittl.	Niederst.
	fl. fr.	fl. fr.	fl. fr.
1 Scheffel Kernen	—	—	—
Dinkel	7 —	6 43	6 12
Roggen	—	—	—
Weizen	—	—	—
Gemischtes	—	—	—
Gerste	—	—	—
Einforn	—	—	—
Haber	5 20	5 8	4 30
1 Eimer Belschorn	—	—	—
Ackerbohnen	—	1 36	—
Wicken	—	— 52	—
Erbsen	—	1 20	—
Linsen	—	—	—
Kartoffeln	—	—	—
8 Pfund gutes Kernbrod	—	—	26 fr.
Gewicht eines Kreuzerwecks	—	—	6 1/2 Loth.

**Heilbronn. Naturalienpreise vom 24. Dez. 1856.**

Fruchtgattungen.	Obste.	Mittl.	Niederst.
	fl. fr.	fl. fr.	fl. fr.
1 Scheffel Kernen	17 5	16 47	16 15
Dinkel	7 9	6 28	5 30
Weizen	17 30	17 30	17 30
Einforn	—	—	—
Gerste	10 15	10 4	9 42
Gemischtes	—	—	—
Haber	5 15	4 59	4 20

Er scheint jeden Dienstag zu erscheinen. Der Abonnementspreis beträgt halbjährlich 1 fl. 15 kr. — Anzeigen jeder Art werden mit 2 kr. die Zeile berechnet.



Der Besetzer dieses Blattes erstreckt sich außer dem Oberamt Badnang auch über sämtliche benachbarten Oberämter, z. B. Marbach, Waiblingen, Weinsberg, Belzheim etc.

# Der Murrthal-Bote,

Amts- und Intelligenz-Blatt für den Oberamtsbezirk Badnang und Umgegend.

Nro. 105. Dienstag den 30. Dezember 1856.

## Einladung zur Bestellung auf den Murrthal-Boten.

In einer Zeit, wo mehr oder weniger das Glück davon abhängt, daß man sich vornen an stellt, und wo namentlich die Zeitschriften dem lesenden Publikum von ihrem Daseyn nicht genug vorzuposaunen wissen, wird es auch dem Murrthal-Boten erlaubt seyn, bei dem bevorstehenden Jahreswechsel sich öffentlich zu empfehlen.

Der Murrthal-Bote, der zugleich Amtsblatt für den Bezirk Badnang ist, besteht schon seit 24 Jahren und hatte sich bisher immer einer zahlreichen Theilnahme zu erfreuen. Er verbreitet sich nicht nur in dem genannten Oberamte, sondern auch in dem von Marbach, Waiblingen, Belzheim, Schorndorf u. a., sowie in einzelnen Exemplaren in allen Theilen des Landes. Bei seinem zweimaligen wöchentlichen Erscheinen und vermöge seiner Verbreitung und günstigen Lage ist der Murrthal-Bote besonders zu Inseraten aller Art eines der geeignetsten Blätter und sind solche meistens von erwünschtem Erfolge.

Das unveränderliche Ziel des Murrthal-Boten: zu belehren, zu unterhalten, zu gewinnbringend zu werden, die Interessen und das allgemeine Wohl fördern und heben zu helfen. Den so vielfach laut werdenden materiellen und geistigen Bedürfnissen wird vor Allem das Augenmerk gewidmet, auch mit Dank anerkannt, wenn von nah und ferne sich dazu Unterstützung zeigt. Die Ereignisse und Erscheinungen, die der Murrthal-Bote auf seinen Wanderungen durch aller Herren Länder beobachtet und wahrnimmt, und welche die Aufmerksamkeit seiner Leser auf sich zu ziehen und zu fesseln geeignet sind, wird er in Gedrängtheit dem Publikum vor Augen führen. Sein Ton ist ein besonnen freimüthiger, die Haltung eine entschiedene, aber ruhige. Beleidigen will er nicht; geschieht es doch, so mag auch hie Anwendung finden das alte, bekannte Wort, daß man Alles nicht Allen recht machen kann. Deshalb wünscht und bittet der Murrthal-Bote auch, daß sein guter Wille wenigstens nicht verkannt und mit seinen Bestrebungen Rücksicht getragen werde.

Der halbjährige Preis ist nur auf 1 fl. 15 kr. festgesetzt und kann das Abonnement täglich angefangen werden. Auswärtige, soweit sie das Blatt nicht durch Boten beziehen können, belieben ihre Bestellungen bei dem nächstgelegenen Postamte zu machen. Abbestellungen werden nach dem 1. Januar nicht mehr angenommen.

Die Redaction.

## Amliche Bekanntmachungen.

**Brennholz Verkauf.**  
Das unterzeichnete Realamt verkauft, aus dem kaiserlichen Walde, 500 Klafter Holz an der Straße von Zell nach Steinbach im öffentlichen Aufsteige gegen Baargeld am Mittwoch den 7. und Donnerstag den 8. Januar 1857.

den 8. Januar 1857.  
40 Kiste Buchene und birchene Scheiter und Brügel  
und  
18,000 Buchene und gemischte Wellen  
Zusammenkunft je Morgens 9 Uhr im Walde  
selbst an der Vicinalstraße von Zell nach Steinbach.  
Abfuhrwege sehr gut.  
22. Dezember 1856.  
Freiherrl. v. Sturmfeber'sches Realamt  
Maier.



**Rosftalig, Gemeinde Spiegelberg.  
Liegenschafts - Verkauf.**

Oberamtsgerichtlichen Auftrag zu Folge wird die zur Gantmasse des Wbers Georg Friedrich Gersner von Rosftalig gehörige Liegenschaft bestehend in:  
einem zweistöckigen Wohnhaus mit Scheuer in Rosftalig, Anschlag 250 fl.  
1 Br. 10 1/2 Rth. Garten dabei, Anschl. 40 fl.  
3 1/2 Morg. 13 1/4 Rth. Acker und Wiesen, 250 fl.  
Anschlag  
Zusammen 540 fl.

am Freitag den 16. Januar 1857  
Vormittags 10 Uhr  
auf dem Rathhaus in Spiegelberg zum öffentlichen Verkauf gebracht werden.  
Murrhardt, den 16. Dezember 1856.  
Königl. Amtsnotariat.  
Hä d e r.

**Privat - Anzeigen.**

**Geld - Anlehen.**

Aus einer Pflegschaft 240 fl.  
Stiftungspfleger  
Uebelmesser.

**Geld - Offert.**

Gegen gefessliche Sicherheit sind aus der Bäckersunftkaffe 200 fl. auszuliehen.  
Kunberger.

**Geld auszuliehen.**

Gegen zweifache Sicherheit sind kleinere und größere Summen Geld zu haben; auch werden Haus- und Güterzinsler gekauft von  
Commissionär Zerwed.

**F. Freitag Ros.**

**Verlorenes.**

Bergangenen Freitag den 26. dieß gieng in dießiger Stadt eine goldene Broche verloren; der redliche Finder wird gebeten, sie gegen eine Belohnung bei der Redaction dieses Blattes abzugeben.  
G r a b.

Einen 17 Monate alten Farnen (Gelbwacht ohne Abzeichen) hat zu verkaufen  
Adolf Riedel.

**Verkauf. Von dem  
Gesetz über die Einführung einer  
kürzeren Verjährungsfrist**

habe ich noch eine Anzahl Exemplare, die ich zu 2 fl. per Exemplar abgebe.  
J. Berthold.

**Weihnachts - Heiligabend.**

Vom Verfasser der neuen deutschen Literatur.  
(Fortsetzung.)

„Fräulein“, sagte ich —  
„Nennen Sie mich, Aherese, Freundin.“  
Sie war sehr aufgeregt. Ich hatte ihre Lage desto profaischer auf und ich hielt es sogar für meine Pflicht, ihr frei und offen meine profaische Ansicht über ihre Lage mitzutheilen.  
„Meine Freundin“, sagte ich, „der Freund muß Ihnen sagen, daß Sie recht hatten sich unglücklich zu fühlen, wenn auch das Gefühl, das Sie für Liebe halten, wahr wäre.“  
„Weißt Sie an diesem?“  
„Um Ihre Willen?“  
„Um meines Unglücks willen?“  
„Zum Theil. Zum Theil aber auch.“  
Ich stockte; was ich sagen wollte, war verlegend; ich konnte keine Worte dafür finden, die mir milde genug schienen.

„Was wollen Sie sagen?“  
„Der Herr von Grauburg ist verheirathet.“  
„Und?“  
„Und ich muß Ihnen gestehen, daß die Dittie in Goethe's Wahlverwandtschaften mir für einen höch weiblichen Charakter habe halten können.“  
„Ich sah im Mondschein ihr Gesicht blaffen werden.“  
„Auf einmal wandte Sie mir ihr volles Gesicht zu. Sie sah mit ihren schönen Augen mich durchdringend an.“  
„Glauben Sie wirklich, daß er verheirathet ist?“  
„Aber ich bitte Sie.“  
„Ich begreife, daß Sie nicht daran zweifeln, daß Niemand es bezweifelt. Aber das Auge der Liebe sieht schwarz. Das ist nicht mein Unglück. Aber er liebt mich nicht. Er hat meine Liebe bemerkt, er hat sie hervorgehoben, künstlich vorfalschlich, um über sie, über mich zu spotten. Er hat kein Herz. Und ich liebe ihn!“

„Ich hatte bisher zu dem schönen stolzen Weibsententaster, die durch ihr stolzes, würdevolles Wesen Jederman von sich zurückhalten mußte, nur mit einer Art von Bezeichnung sprachlich gewagt. Als sie mich so plötzlich zu ihrem Vertrauten machte, hatte ich zuerst nur Mitleid für sie gefühlt. Aber ich habe mich mit einer gewöhnliche verlebte und phantastische Narrin zu vergleichen. Ich konnte dem Einzel nicht widerstehen, sie das wenigstens abhören zu lassen.“  
„Ich hatte geglaubt, sagte ich, er habe ein jugendliches Herz, als ich ihn sah, und das habe gerade

ihnen gegenüber nicht widerstehen können, habe ich mich gegenüber ihm nicht widerstehen können. Ich mußte mitten in meinem Satz einhalten. Sie blickte laut weinend ihr Gesicht mit ihren Händen. „O Gott! wie tief sie. Stände ich doch wieder allein mit meinem Schmerz, meinem Unglück, meinem Geheimnisse. Nur Spott und nur Hohn soll mein Vertreter mir einbringen.“ Sie war jedenfalls eine Unglückliche, unglücklich entweder in einem großen, starken Leidenshaft, oder in einer überschwenglichen Einbildung. Mein leerer Spott konnte nur verletzen und reizen.  
„Werkennen Sie mich nicht?“ erwiderte ich ihr beruhigend. „Ich meinte es gut. Sie tragen eine Wunde in Ihrer Brust; ich wollte durch lauten Spott Ihre Tiefe, Ihre Beschaffenheit sondiren. Es bedarf dessen nicht mehr. Ihre Wunde ist wirklich tief und schmerzhaft.“  
„Das ist sie.“  
„Sie watsch an meine Brust, anfangs noch laut, dann stiller werdend. Ich hatte keinen Spott mehr für sie. Ich hatte aber auch keine Trostgründe. Jeder wäre trivial gewesen. Ich hatte sie aber auch aus einem andern Grunde nicht.“

Habe Einer, achtzehn Jahre alt, noch so wenig Lust zur Liebe, und fahre er, an einem schönen, warmen Sommerabend, im klaren Mondschein, durch duftenden Wald und duftige Wiesen, im leise schaukelnden Wagen, an seiner Seite ein weibliches Wesen, ein Bild der Jugend und der Schönheit, ihre Hände in der seinigen, ihren Kopf an seinen Busen gelehnt, das Wogen ihres Busens, das Klöpfen ihres Herzens fühlend, ei zum Teufel, er wird in seinem Herzen ganz andere Dinge fühlen als Spott und Hohn.  
Wir erreichten die Stadt.  
„Kommen Sie morgen Abend zu mir“, sagte sie beim Abschiede.  
War sie eine Unglückliche, oder eine Thorin? War er der sorglose Verführer ihrer Liebe oder ihrer Phantasie? War er wirklich nicht verheirathet? Und wie sollte dieß anzunehmen seyn?

Am andern Tage lief ein sonderbares Gerücht mit der rasenden Eile eines Laufeners durch die kleine Stadt. Dem sonderbaren Gerüchte folgten sonderbare Ereignisse. Es war ein sonderbarer Zufall, daß das Alles am nächsten Tage nach jener Waldscene sich zutragen mußte.  
Des Morgens um neun Uhr war die Fahrpost — ich weiß nicht, ob damals schon Schnellposten eingerichtet waren — von B. in der kleinen Stadt eingetroffen. Sie mußte sich eine Stunde aufhalten, um präcis zehn Uhr weiter zu fahren. Aus dem Postwagen war ein junger Offizier gestiegen. Er kam aus der Residenz und wollte weiter fahren. Er fragte nach einem Gasthose, in welchem er bis zur Abfahrt des Postwagens frühstücken könne. Nicht weit von dem Posthose lag der erste, oder einer der ersten Gasthöse des Städtchens. Er wurde dorthin gewiesen. Während er sein Frühstück verzehrte, schien er sich auf einmal auf etwas zu besinnen.

„H. heißt das Städtchen?“ fragte er den Gastwirth.  
„Aufzuwarten.“  
„Und ein Oberlandesgericht ist hier?“  
„Aufzuwarten.“  
„Postausent, ist dabei nicht ein Affessor von Grauburg angestellt?“  
„Gewiß.“  
„Was macht er denn?“  
„Es geht ihm gut. Es scheint ihm und seiner jungen Frau hier sehr zu gefallen.“  
Dem Offizier, stieg vor Verwunderung Gabel und Messer aus den Händen.  
„Seiner jungen Frau? Seit wann ist der Grauburg denn verheirathet?“  
„Er hat seine Frau schon von B. mit hierher gebracht.“  
Der Lieutenant konnte vor Verwunderung nicht weiter essen.  
„Von B.?“  
„Sie können sich darauf verlassen.“  
„Er brachte sie schon mit, als er hierher versetzt wurde?“  
„Gewiß.“  
„Es ist nicht möglich.“  
„Aber ich versichere Sie.“  
„Das muß ich wissen. Wo wohnt der Herr von Grauburg?“  
„Nicht weit von hier. Dort in der ersten Straße rechts, im ersten Hause links.“  
Der Offizier ließ sein Frühstück stehen, verließ den Gasthof und eilte nach der bezeichneten Straße und nach dem bezeichneten Hause.  
Der Gastwirth sah ihm in sprachlosem Erstaunen nach. Seiner Frau Neugierde wurde desto redseliger, als er ihr die Unterredung mitgetheilt hatte.  
Nach einer starken Viertelstunde kehrte der Offizier zurück. Er kehrte mit einem halb lässigen und halb verlegenen Gesichte zurück.  
„Nun“, fragte der neugierige Gastwirth, „haben der Herr Lieutenant sich überzeugt?“  
Der Offizier antwortete nicht.  
„Meine Rechnung, wenn ich bitten darf.“  
„Er erhielt keine Rechnung; er bezahlte sie; er kehrte zu dem Posthose zurück; er fuhr mit dem weiter fahrenden Postwagen weiter. Er war abgefahren, stumm wie das Grab.  
Nicht stumm, sondern sehr gesprächig war die Dienstmagd im Hause des Affessors von Grauburg gewesen. Durch sie erfuhr die Stadt bald Folgendes:  
Der Offizier hatte an der Wohnung des Herrn von Grauburg geklingelt. Das Dienstmädchen hatte ihm geöffnet.  
„Der Herr Affessor von Grauburg zu Hause?“  
„Nein. Der Herr ist in der Sitzung.“  
„Die — die Frau Affessorin?“  
„Die gnädige Frau ist zu Hause.“  
„Können Sie mich melden?“  
In dem Augenblicke öffnete sich eine Thür. Die Frau Affessorin von Grauburg trat heraus in das Entree. Sie sah den fremden Offizier. Sie wollte



zurückziehen, aber der Offizier hatte auch sie gesehen.

„Zum Teufel, Aurora!“ rief er. „Gestürzte ihr nach. Bevor sie die Thür hinter sich hatte zuschlagen können, hatte er sie schon wieder aufgezissen.“ Er war mit ihr in ihrem Zimmer.

Das Dienstmädchen stellte sich horchend an die Thür und konnte jedes Wort hören, das in dem Zimmer gesprochen wurde. (Fortf. folgt.)

### Eine Sylvester-Betrachtung.

(Von Joseph Pirazzi.)

Wenn das Jahr zu Ende geht, wenn die letzten Stunden mit ihrem Geisterfühl an uns heranrutschen, beschleicht uns ein eigenes Gefühl, von wehmüthiger Freude und freudiger Wehmüth. Wir sind wieder um ein Jahr älter geworden. Wir haben in diesem Jahr vielleicht schmerzliche Verluste erlitten, traurige Erfahrungen gemacht und das stimmt uns ernst. Freudig aber bewegt es uns, daß die 365 Tage mit ihren eben so viel Sorgen und Beschwerden, mit ihren mannichfachen kleinen und großen Qualereien, glücklich überstanden sind. Es ist gleichsam eine Bürde, die wir mit der letzten Minute von uns werfen und frei und leicht, wie ein Neugeborner, treten wir in das neue Jahr. Sein hoffnungreiches Thor öffnet sich uns wie die Pforten zu einem Blüthengarten. Wir glauben das Land der Verheißung vor uns zu sehen und es endlich — auch zu erreichen. Denn der Mensch hofft ja immer auf Besseres und so hoffen wir uns durch's ganze Leben und zuletzt — in's Jenseits hinüber. In den letzten Tagen und Stunden eines Jahres blickt man gerne um sich und in sich. Man hält eine geistige Heerschau und läßt die Ereignisse und Erlebnisse auf sich und in sich die Revue passiren. An Stoff dazu fehlt es wahrlich auch in diesem Jahre nicht. Unsere politischen und socialen Verhältnisse bieten ihn in überreichem Maße. Ich lasse die ersteren bei Seite und wähle mir aus den letzteren ein Thema zu meiner diesmahligen Sylvester-Betrachtung. Kein ideales, sondern ein sehr reales. Kein Abstractum, sondern ein Concretum. Eine Frage von größter Wichtigkeit. Eine wahrhaftige Lebensfrage. Eine Anstiftung, die uns viel zu schaffen macht. Zwei Extreme, die sich feindlich gegenüberstehen und welche auszugleichen und zu versöhnen eine würdige Aufgabe für unsere größten Staatsmänner wäre. Es ist eine schlimme Krankheit unserer Zeit, die schwer zu heilen und immer weiter um sich greift. Ich meine nicht die Cholera morbus, sondern die Krankheit:

Kein Geld und ungeheuer viel Geld.

Wenn das Geld zu allen Zeiten eine große Rolle in der Welt spielte und auf das Schicksal der Menschen einen entschiedenen Einfluß übte, so ist dieß heutzutage bekanntlich noch weit mehr der Fall. An und für sich hat das Geld zwar jetzt weniger Werth als ehemals, denn wer jetzt nicht viel Geld hat, zu n. g. h. e. u. r. v. i. e. l. d. e. r.

hat, gar kein Geld. Was in früheren Jahrhunderten mit wenigen Groschen und Gulden zu erreichen war, dazu braucht man jetzt Hunderte und Tausende und ehemals kam man mit einem Heller weiter, als heute mit einem Louisdor. Wir klammern, wenn wir aus alten Chroniken und Rechnungen ersehen, wie billig man sonst lebte, wie wohlfeil man eine Kirche oder einen Palast baute, wie wenig ein Staat kostete. Welch ein Unterschied zwischen damals und jetzt! Die Haushaltung eines Schnellders kostet jetzt mehr als früher die Hofhaltung eines Fürsten. Ach! da war das goldene Zeitalter, als man noch so wenig Geld brauchte, um zu leben und glücklich zu seyn. Als die Duanität so reichhaltig war, daß die Duanität gering seyn konnte. Wer damals nichts hatte, besaß nicht viel weniger als Der, welcher sehr viel hatte. Der Unterschied zwischen nichts und etwas war nicht groß. Wie hat sich das geändert! Bald wird es nur Bettler und Millionäre geben und die Besten von ein er Million werden zu den unbedingtesten und nicht castosfähigen Leuten gezählt werden. Die Hamlete des neunzehnten Jahrhunderts philosophiren nicht mehr über „Sein und Nichtsein“, sondern über „Geld oder kein Geld.“ Das ist jetzt die Frage. Sie beschäftigen sich mehr mit der Physik als mit der Metaphysik, sie grübeln mehr über Dampfmaschinen und Electromagnetismus, als über die Unsterblichkeit der Seele, und statt der speculativen Philosophie speculiren sie in Staatspapieren und Eisenbahnactien.

Es ist nicht zu läugnen, meine Verehrten, daß das Gefühl kein Geld zu haben, kein erhebendes ist, denn man fällt dadurch sehr in der öffentlichen Meinung; es ist auch kein wohlthunendes, denn wenn man kein Geld hat, kann man weder sich noch Andern wohlthun. In dem Bewußtseyn, kein Geld zu haben, liegt etwas Unheimliches, war keine Schuld, aber zu weilen Schulden, etwas Frankhaftes, denn man bekommt häufig das Wechsel-Fieber, etwas Trostlos, Ordes und Steriles, das viel Ähnlichkeit mit der Lünneburger Haide hat, etwas Unansehliches, denn man genießt wenig Ansehen und wird höchstens über die Achseln angesehen, auch etwas Bedrückendes, denn man bekommt zuweilen Arrest. Ist die Geldlosigkeit aber auch nicht classisch, so ist sie doch zuweilen romantisch und poetisch. Ja, es gibt eine Poesie der Armut, während der Reichtum nicht selten prosaisch ist. Denken wir zurück an unsere Jugendzeit. Die meisten von uns hatten damals wahrscheinlich kein Geld, aber ein reiches Capital von Frohsinn, einen bedeutenden Fonds von Sorglosigkeit, einen sich stets mehrenden Schatz von goldenen Hoffnungen für die Zukunft, frischen Muth, einen gesunden Schlaf und — ein gutes Gewissen. Haben diese Bestandtheile auch an der Waise keinen Werth und können sie daselbst weder negotirt noch realisirt oder discountirt werden, so haben sie doch mehr realen Werth, als die besten Staatspapiere und

Mancher würde sie dagegen einkaufen, wenn sie auf dem Geldmarkte zu haben wären. Wenn wir kein Geld haben, und trotzdem noch jung sind, dann haben wir oft eine Selbstebe die wir schwärmerisch lieben, die wir heimlich in der Stille der Nacht am Fenster sprechen, im Mondenschein — oder auch wenn der Mond zufällig einmal nicht scheint — der wir verstoßen die Hand drücken, mit welcher wir in der Geheimnisschrift der Augensprache correspondiren und deren mühsam erzwungenen Besitz ein schöner Lohn für bewährte Treue und die Bürgschaft eines dauernden Glücks ist. Wenn wir viel Geld haben, dann freileben und werden wir um die Hand einer Schönen oder Nichtschönen, machen Ehepacten, heirathen bald nach der Verlobung und werden Philister und Spießbürger. So, die Jugend hat nicht allein keine Tugend, wie das Sprichwort meint, sie hat auch sehr oft kein Geld — was freilich bei Vielen gleichbedeutend ist — und doch ist es eine goldene Zeit, die Jugendzeit und ich behaupte, daß das Sprichwort, wie so manches andere, lügt und daß die Jugend auch Tugend hat, im Durchschnitt mehr als das Alter. Die Jugend ist vollherzig, liebreich, unegennüßig, großmüthig aufopfernd, hingebend, schwärmerisch, leicht empfänglich für das Große und Schöne und voller Begeisterung und Poesie. Im Alter werden wir klug und weise, aber auch engherzig, nüchtern, selbstsüchtig, berechnend, misstrauisch, geizig, materiell und prosaisch. Mit der Jugend schwinden die Illusionen und mit den Illusionen der schönste Reiz des Daseyns, der warme belebende Hauch des Menschen-Frühlings, der würzige Duft der Blüthenatmosphäre, die zauberische Beleuchtung, in der uns die Erde als ein Paradies und jeder Schuft als ein heiliger Mann erscheint. Mit und fällt ein Reim, der gar nichts Ungerühmtes enthält. Zum Glück brauchen wir mit dem Alter nicht immer alt zu werden und die Jugend des Geistes hängt nicht allein vom Körper ab. Aber die Kunst, sich ewig jung zu erhalten, läßt sich nicht mit Gold einkaufen und auch in diesem Fall ist nicht zu viel Geld wahrscheinlich besser, als ungeheuer viel Geld. Es ist zuweilen sehr poetisch kein Geld zu haben und mit Wallenstein sagen zu können: Da steht ein entlaubter Stamm, doch innen, im Marke lebt die schaffende Gewalt. Aber es ist immer sehr prosaisch, ungeheuer viel Geld zu besitzen und die Würze der Sorge und Beschwärze ganz zu entbehren. Der Reichtum führt leicht zur Ueberfättigung, zur Bläthe und zur Abstumpfung, während dem weniger Begüterten der seltene Genuß die Lust erhöht und stets frisch erhält und die Klagen und die Freuden des Lebens hat fast nur allein erblichen. Wenn man kein Geld hat, so ist man deswegen nicht immer arm, man hat zuweilen Kopf, Herz, Muth und Phantasie, und wenn man sehr viel Geld hat, ist man zuweilen arm, arm an Geist und Gemüth, an Leib und Seele. Wer kein Geld hat, der hat eine dringende Aufforderung, sich die Mittel zu erwerben, und gelangt ihm dieß, so

ist es wirklich ein Verdienst. Bei solchen aber die schon viel besitzen, ist das Verdienen kein Verdienst mehr und in den meisten Fällen auch keine Kunst. Wer viel hat, an dem wird viel verlangt, oft mehr als billig, und mit dem Besitz großer Reichthümer ist eine große Verantwortung verbunden. Es gibt eine Obererziehungskammer, welche Einnahme und Ausgabe genau controllirt, jeden Fehler entdeckt und beim Schlusse des Lebens am großen Ultimo ihre eigene Bilanz zieht, die nicht immer mit der selbstgemachten übereinstimmt. Wo aber nicht ist, da hat sogar der Kaiser das Recht verloren und wo der Kaiser sein Recht verloren, da läßt unser Herrgott ohne Zweifel auch Gnade vor Recht ergehen. Wenn man aber auch viel kann ohne Geld, zwei Dinge gibt es, die man nicht kann: Knecht seyn und — hinführen, respect. h. e. a. h. e. n. Zu diesen beiden Dingen braucht man Geld, viel Geld, zuweilen ungeheuer viel. Zum Kriege hat man von jeher viel Geld gebraucht, wie schon der alte Fritz behauptete, zum Heirathen aber erst in neuerer Zeit, unsere Großeltern brauchten weniger. Daran ist lediglich die Kultur schuld. Wir sind sehr weit vorgeschritten in der Ausbildung und in den Ausgaben und da ein kultiviertes Ehepaar sich Reis auf der Erde der Kultur erhalten muß, so belaufen sich seine Ausgaben natürlich sehr hoch. Wer daher Krieg führen oder heirathen will — was oft gleichbedeutend ist — der sehe sich wohl vor, daß er gut bei Kasse ist, sonst ist er in beiden Fällen — ein geschlagener Mann.

### Tages- Ereignisse.

Bern, 26. Decbr. Ein Vermittlungsvorschlag vom Kaiser Napoleon wird der Bundesversammlung überreicht werden; seine Annahme ist zweifelhaft. Die Volksbegeisterung ist im Wachsen. Der schweizerische Schützenverein hat sich militärisch organisiert. Die Rüstungen dauern im gesteigerten Maße fort. Die Presse aller Partien mahnt einstimmig, der Bundesbehörde zu vertrauen. Es sind Aufrufe an die Frauen erlassen, Wärterinnendienste zu übernehmen. (Tel. Botsh.)

Bern, 23. Decbr. Gestern Abend noch hieß es allgemein, den Bemühungen der Diplomatie sey es gelungen, ein Vergleichungsproject zwischen dem Bundesrath und Preußen zu Stande zu bringen, das letzterem vorgelegt werden sollte. Man wußte, daß Unterhandlungen zwischen Mitgliedern des diplomatischen Corps und dem Bundesrath stattfänden; besonders thätig für eine friedliche Lösung der Frage zeigten sich Hr. Gay, der amerikanische, und Hr. Gordon, der englische Gesandte. Alles schien mit Hoffnungen erfüllt. Da soll eine gestern Abend von Berlin eingetroffene Depesche, welche die Wahl zwischen Freilassung der Gefangenen bis zum 2. Januar 1857 oder Krieg lasse, fast jede Friedenshoffnung vernichtet haben. In Uebereinstimmung mit diesen Gerüchten sagt heute die „Berliner Zig.“ die in näher Beziehung zum Herrn



Bundespräsidenten Stämpfli steht: Die Verhandlungen sind heute als vollständig gescheitert zu betrachten. Die Lage ist ernst und wie haben und auf das Aeußerste gefaßt zu machen. Das ist der gegenwärtige Stand der Angelegenheit. Der Bundesrath entwickelt eine ungemessene Thätigkeit, damit das Vaterland keinen Schaden nehme. Bis am 25. d. soll die ganze Schweizergränze von Basel bis Constanz mit Truppen besetzt seyn. Der bundesrätliche Bericht an die Bundesversammlung nebst Anträgen sind in einer heutigen Extra-Sitzung vorgelesen worden. Der Kriegsrath hält unausgesetzt Sitzungen. Damit es nicht an Geld fehle, sind Finanzmänner als Experten in der Bundesstadt versammelt, um die nöthigen Maßregeln zu beraten. Anerbietungen zu Anleihen sind bereits gemacht. Die eidgenössische Telegraphenverwaltung trifft alle Anstalten, um die Telegraphen in ausgedehntem Maße für die bevorstehenden militärischen Operationen verwenden zu lassen. Verschiedene Kantonsregierungen haben auswärts, befeindliche Militärpflichtige unter Androhung der Strafe der Desertion heimberufen. Adressen an den Bundesrath zur Anerkennung seiner patriotischen Haltung werden an verschiedenen Orten vorbereitet. Die Studentencorps von Bern und Lausanne haben sich den Militärbehörden zur Verfügung gestellt. Nicht nur in den liberalen Cantonen, auch in der Umschweiz gibt sich eine sehr patriotische Gesinnung kund. Die Schwyzer Zeitung, das Organ der Ultramontanen, wies für ihre entschlossene Haltung von der Presse mit Jubel begrüßt. Präsident Sulzberger, in Zürich schloß die Rede, womit er den großen Rath eröffnete mit den Worten: Gott und die Eintracht seiner Söhne. Mühe, das Vaterland! Patriotische Manifestationen der verschiedensten Art werden aus vielen Cantonen gemeldet. Die Berner Regierung hat eine warme Proklamation von entschlossener Haltung an das Volk erlassen.

**Basel, 22. Decbr.** Die „R. A. Ztg.“ schreibt: Von der herrschenden Stimmung zeugt, daß im Theater gestern Abend das Spielen der schweizerischen Nationalhymne verlangt wurde. Das Orchester entsprach auf den Ruf Chapeau bas, entblößten sich die Häupter und das ganze Publikum sang: „Kufft du mein Vaterland.“ Die Demonstration hatte etwas Feierliches.

**Bern, 25. Dec.** Man hofft, daß die Bundesversammlung unter den vielen Combinationen, die aufgetaucht sind, einen Ausweg finden. Am bedeutendsten in dieser Hinsicht ist die von zuverlässiger Seite und gemacht Mittheilung, daß Kaiser Napoleon, durch den Baratarialung project des hiesigen diplomatischen Corps vielleicht aus Eifersucht gegen England seine Zustimmung versagt, durch seinen Gesandten der Bundesversammlung sehr schon dem General Dufour ein machtliches Anerbieten vorlegen will. In demselben soll der Kaiser erklären: Wenn die Schweiz aus Achtung für ihn die Neuenburger Royalisten freilassen und den Prozeß gänzlich niederschlagen wolle, so werde er sich beim König von Preußen dahin verwenden, daß dieser auf Neuenburg gänzlich ver-

steht. Es wird sich nun fragen, ob die Bundesversammlung eine solche Annahme dieses Anerbietens als eine Desavouirung des Bundesrathes, der diesen ihm vom General Dufour aus Paris gebrachten Vorschlag perwarf, ansehen werde. Man glaubt, daß sich nach diesem Abschlusse der Bundesrath wieder in Unterhandlungen mit dem diplomatischen Corps eingelassen hat, diese aber zu keinem Ziele führten. So könnte die oberste Bundesbehörde ohne Verletzung der Autorität des Bundesrathes noch einmal auf den Napoleonischen Antrag zurückkommen. Man glaubt, die Verhandlungen der Bundesversammlung werden geheim seyn. An Geld zum Kriegführen wird es der Schweiz nicht fehlen. Von verschiedenen Seiten sind ihr in zu vorkommender Weise Anerbietungen gemacht worden. Ein erstes Anleihen von 12 Millionen hat der Bundesrath unter Ratificationsvorbehalt bei der Stuttgarter Bank gemacht.

**Herr Christoph Mejer** in Basel geht nicht nur fleißig in die Kirche, sondern hat jetzt selber eine in gothischem Geschmack und hat dazu nahe an eine halbe Million Francs angewiesen. Das ist sogar unter den Millionären ein seltenes Ding geworden.

**Neapel, 17. Decbr.** Agellao, Malano ist gestern nach kriegsrechtlichen Urtheilsspruch durch den Strang hingerichtet worden. Er hat beharrlich geläugnet, Mitschuldige zu haben. Auch soll er die Verkündigung seines Todesurtheils mit festem Muth vernommen haben. Nur als zwei Ordensritze bei ihm eintraten, um ihn zum sicheren Tode vorzubereiten, soll er zusammengebrochen seyn. Vorher hat er viel geschrieben, und die Geächteten dann gebeten, seine Aufzeichnung erst nach seinem Tod eröffnen zu lassen. Sein Gang zur Richtstätte war von fortwährendem Regenschauer begleitet, was die schaulustige Menge indessen nicht hat abhalten können, dem grausigen Act beizuwohnen. Er soll als reumüthiger Sünder gestorben seyn, was bei einem Angehörigen einer italienischen geheimen Gesellschaft selten ist. Es war Absicht des Königs, die Todesstrafe in eine immerwährende Detention zu mildern. Die allgemeine Volksentzückung forderte indessen den Tod des Verbrechers, und nur nach dem heftigsten Kampfe mit sich selbst und auf die dringendsten Vorstellungen von Personen, die von der Volkstimmung unterrichtet seyn müssen, hat der König das Urtheil bestätigt.

**Neapel, 18. Decbr.** Ueber einen schon längt gemeldeten Unglücksfall theilt der Schw. M. folgendes Nähere mit: Gestern wurden wie gewöhnlich sechs Pulverer mit 6 Batterien sammt den Kanonen mit Mann und Maus in die Luft geflogen. Es sind außerdem viele Menschen umgekommen, und eine Menge verwundet, und in ganz Neapel ist kein Haus, in dem nicht drei Viertel sämmtlicher Fensterladen zertrümmert wären. Ganz Neapel war vom Staube gleich einem Schnee überzogen. Wie mit einem Schlag waren sämmtliche Magazine und Hausdächer geschlossen, da Viele eine Revolution vermutheten. Im kön. Palaste soll nicht ein einziger

Schreib ganz geblieben seyn. Man wird wohl unterlassen, künftig so große Mengen Pulver an einem Orte aufzubewahren (man schätzt 200 Centner), und dazu beinahe mitten in der Stadt.

**Wie viel ein Noththut** steht man in Venedig. Die Leute dort sind alle noch einmal so freundlich, seit der Kaiser von Oesterreich in bürgerlichem Rock nackt in Uniform und nur von einem Adjutanten begleitet die Straßen durchwandert. Kaiser Franz verdankt einen großen Theil seiner Popularität seinem bürgerlichen Rocke und bürgerlichen Verhalten.

**Das Archiv in Venedig** umfaßt 293 Säle und dennoch reichen diese nicht hin, um alle Urkunden, die zusammen 866,700 Hefen bilden, aufzunehmen. Ein Venetianer hat berechnet, daß 1000 Schreiber, welche täglich 8 Stunden arbeiten, 734 Jahre brauchen würden, um das ganze Archiv abzuschreiben. Es würden also 1000 Schreiber, welche zur Zeit der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer ihre Arbeit begonnen hätten, jetzt kaum damit zu Ende seyn. Wahr ist's, Venedig war früher eine Weltmacht und stand in tausend Beziehungen; dennoch müssen sie damals die Schreibkunst auch schon fleißig geübt haben, obgleich man unsere Zeit vorzugsweise die Schreibselige nennt.

**Paris, 23. Decbr.** Prinz Jerome ist gefährlich erkrankt. Der Kaiser stattet demselben heute wieder einen Besuch ab. Der Großfürst Constantin von Rußland wird bei seiner Reise nach Rizza Paris einen Besuch abstatten. Man bereitet demselben einen äußerst glänzenden Empfang.

**Paris, 24. Dec.** Preußen kann mit der höchsten Ausnahme seines Prinzen im höchsten Grade zufrieden seyn; es ist kaum möglich, die Aufmerksamkeit und Freundlichkeit weiter zu treiben, als dies bei dieser Gelegenheit der französische Hof gegenüber dem preussischen gethan hat. Die persönliche Erscheinung des Prinzen hat zu diesem Resultate viel beigetragen.

**Dem Napoleon'schen Sindlein** wird Wasser werden, unglücklich in die Welt hineinzuschauen. So oft es in Paris ausfährt, reiten bewaffnete Gendarmen voraus und drei mit gehobenen Bistölen und gespanntem Hahn.

**Der Finanzminister Fould**, ein Jude, hat Kaiser Napoleon in seinem Bericht über die Civilliste empfohlen, weniger freigebig und generös zu sein. Das Volk ist anderer Meinung und sagt: es wird nicht für Werke der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, sondern für Feste, Jagden u. s. w. in Vri ausgegeben.

**Paris, 24. Decbr.** Es ist dieses Jahr hier eine auffallend große Anzahl Weichnachtsbäume zum Verkaufe aufgestellt. Diese Zunahme erklärt sich einestheils durch die beträchtliche Vermehrung des deutschen Theiles der Bevölkerung von Paris, zum Theil auch durch die Einbürgerung jenes deutschen Bräutes bei den Franzosen.

**Am 1. Januar, 1857** feiert der Prinz von Preußen sein 50jähriges Dienjubelium. Die Offiziere schenken ihm einen silbernen Schild, zu dem vom König an jeder Offizier 5 Silberrosen, bel-

geordnet hat; die Landwehr überreicht einen kostbaren Helm mit dem St. Georg, der den Drachen tödtet.

**München, 24. Decbr.** Ich habe bisher Anstand genommen, Ihnen mitzutheilen, daß bezüglich des eventuellen Transports preussischer Truppen auf der bayerischen Südnordbahn, d. h. von Hof bis Ulm-Feierichshafen, die Verhandlungen beendet sind. — nachdem jedoch von Berlin selbst aus in Ihrem Blatte mitgetheilt wird, daß Alles, was auf diesen Punkt Bezug hat, zur Befriedigung der preussischen Regierung längst abgemacht sey, so laß ich Ihnen dies, was den Durchzug durch Bayern betrifft, nur vollständig bestätigen. Die defaktiligen Verhandlungen sollen schon während der Anwesenheit des Königs von Preußen dahier, demnach im Oktober, eingeleitet worden seyn. Es sind jetzt alle Vorkehrungen zum Transport großer Truppenmassen getroffen, und man ist auch bereits mit den Einleitungen zur Verpflegung derselben beschäftigt (R. G.)

**Frankfurt, 20. Decbr.** Ein fremder Kamsthändler, welcher sich in den letzten Tagen hier befand und sein Glück an der Homburger Spielbank probiren wollte, verlor seine ganze Baarschaft, die er bei sich hatte, im Betrage von 6000 fl. Das Gebahren desselben, wie alles vorspielt war, soll einem sehr traurigen Anblick dargeboten haben. Im Augenblick befindet sich ein junges französisches Ehepaar in den bedrängtesten Umständen hier. Dasselbe gerieth vor einigen Monaten bei der Hochzeit, die an den grünen Tisch und hat nach und nach ein Vermögen von circa 100,000 fl. demselben überlassen müssen. Jetzt sind die beiden Leute so weit, daß es sich gestern um die Beschaffung eines Obdaches handelte. Zwei junge Leute aus Berlin verloren ebenfalls vor einigen Tagen in Homburg nicht allein ihr Geld, sondern sogar noch ihre goldenen Uhren, Ketten und Ringe. Dieselben verkauften hier noch ihre entbehrlichsten Kleidungsstücke und traten die Reise nach Berlin zu Fuß an.

**Köln, 24. Dec.** Die Verfügung, daß in unsern Weichhäusern keine Schenkmadchen mehr gehalten werden dürfen, wird mit Neujahr ohne Ausnahme ausgeführt werden.

**Der bekannte Missionar Dr. Medhurst** kehrt nach England zurück. Er verbreitete 40 volle Jahre unter tausend Mühen und Gefahren unter den Chinesen, Malaien, Holländern und Engländern das Evangelium. Zweimal hat er eine Riesearbeit, die ganze Bibel in's Chinesische übersetzt.

**Predigten sollen erbauen, und wenn sie Herzen und Häuser erbauen, ist's desto besser.** Das thut die Predigt eines schottischen Pfarrers Caird. Sie wurde auf besonderen Wunsch der Königin Victoria gehalten und gedruckt und von dem Erlös ist in der armen Gemeinde des Pfarrers eine stattliche Schule gebaut und reich ausgestattet worden. Jetzt ist sie in's Deutsche übertragen und wird dem Gustav-Adolf-Vereine zu Gute kommen. Die vorzügliche Predigt, die in Schottland und England in allen Häusern liegt, handelt von der Religion im gemeinen Leben, und wird auch in viele deutsche Häuser Eingang finden.







**D.**

Oberamt, Amtstage und Ablangung von Reise-  
Urkunden, 209.  
Oberamt und Oberamtsgericht, Anbringen bei  
diesen Stellen mit Berichten u. von den  
Ortsvorstehern zu versehen, 161.  
Oberamtsgrenzstöcke, 113.  
Oberamtsparkasse und Sparspieger betreff., 417,  
425, 434, 641.  
Dehnd, nasses zu trocken, 649.  
Orts tafeln, 113.

**P.**

Papiergeld, fremdes, 329.  
Pfand-Gläubiger, Kosten der Benachrichtigung über  
Entwerthung von Pfandobjekten, 242.  
Pfandlöschungskosten, welche von den Gemeinden  
zu zahlen, 65.  
Pfarr-Gemeinderäthe, Ueberlassung von Opfer  
an sie, 89.  
Pfechtung der Messstangen, 281.  
Primär-Cataster, gegenseitige Allegation, 321.  
Protokoll-Auszüge, die Namen der Anwesenden  
zu bemerken, 225.

**R.**

Rechnersstellen, erledigte, zu besetzen, 426.  
Rekrutirung, Vorladung zur Loosziehung und  
Musterung, 65, 122.  
— Contingentsgrenze, 273.  
— Rekrutirungslisten, pro 1857, 706.  
Reise-Ausweise nach Bayern, 705.

**S.**

Saatfelder, Bestellung, 161.  
Schaf-Krankheiten, Ueberwachung der gesetzlichen  
Vorschriften zu deren Verhütung, 754.  
Schafzucht-Versammlung Sachverständiger in Bad-  
nang, 169, 170.

Schäfer-Lehrkurs in Hohenheim, 3, 786.  
Scholtertische, verboten, 657.  
Schulstellen, Ausstattung mit Gütern, 98.  
Soldaten, Aufruf zum Einsehen, 57.  
Spahnlichter, verboten, 73.  
Sparkasse, Württembergische, deren Statuten, 4.  
Steuerobjekte, Veränderungen anzuzeigen, 186.  
Steuer-Umlage von 1850/57, 737.  
— Zettel für die Staatsfinanz-Verwaltung  
und Mittheilung der Etats, 81, 225, 737.  
Stiftungs-räthliche Beschlüsse, Einholung der hö-  
heren Genehmigung, 769.  
Straßen-Unterhaltung und Grabenöffnung, 721.

**T.**

Tabaksbau, Hübler'sche Anträge, 217.  
Tanzerlaubnisse, Bewittmeten in der Trauerzeit  
nicht zu ertheilen, 673.  
Termine von den Ortsbehörden einzuhalten, 162, 634.  
Theilgemeinden, Bestellung ihrer Behörden, 105.

**U.**

Unterpfänder, deren Taxation und Preis-Nach-  
weisung, 753

**V.**

Vermögenszeugnisse, in denselben auf das zu hof-  
fende Vermögen anzugeben, 137.  
Viehkrankheiten, Vorsichtsmaßregeln, 705.

**W.**

Waisenhaus, Aufnahme-Gesuche, 145.  
Waldeigenthümer, ohne Erlaubniß des Revierför-  
sters keine Holzfallungen vorzunehmen, 145.  
Wegweiser, 113.  
Weg-Unterhaltung, 721.  
Weinlese, 689.

**Z.**

Zunft-Versammlungen, 9, 17, 25.